

analytischen Rahmengefüge zur Folge hat. Dazu gehöre die männliche Furcht, »das Geschlecht der Frau zerstört, es kastriert zu haben«.<sup>258</sup> Diese Furcht wiederum ist verknüpft mit Schuldgefühlen und der Angst, »daß *sie*, als mütterliches Substitut, das gleiche mit seinem Penis-Körper machen könnte, ebenfalls aus Hunger oder zur Vergeltung«<sup>259</sup>. Irigaray unterzieht an dieser Stelle die psychoanalytische Theorie einer psychoanalytischen Lektüre. Die Figur des Penisneids beruht demnach auf einer Abwehr der Gefühle, welche die patriarchale Herrschaft hervorbringt: Furcht, Schuld und Angst. Furcht davor, die andere zerstört zu haben, Schuldgefühle, die aus der eigenen gewaltvollen Herrschaft erwachsen, und die Angst vor einer Umkehrung der Verhältnisse, davor also, selbst zur Frau gemacht und damit verstümmelt zu werden.

Beauvoir und Friedan deuten den Neid somit als rationale Reaktion von Frauen auf die Positionierung in einer patriarchalen Ordnung, die ihnen *qua* Geschlecht den Zugang zu entscheidenden öffentlichen Positionen abspricht.<sup>260</sup> Irigaray geht einen Schritt weiter, indem sie die Entstehung des Penisneids nicht bei den Frauen verortet, sondern diesen als Manöver der patriarchalen Kultur beschreibt. Der Neid der Anderen wird dann zu einer »Projektionsmöglichkeit«<sup>261</sup> für die verdrängten Gefühle von Schuld und Angst, die mit der patriarchalen Herrschaft einhergehen.

## SCHWARZER NEID AUF WEISSES GLÜCK

Wenn wir diese feministischen Lektüren auf einen postkolonialen Kontext übertragen, dann wird der Zivilisationsneid lesbar nicht als Neid derjenigen, die von der Zivilisation ausgeschlossen sind oder sich nur an ihren Rändern aufhalten dürfen, sondern als Fiktion derjenigen, die sich

**258** | Irigaray 1980, 72.

**259** | Irigaray 1980, 72 [Hervorhebung im Original].

**260** | Die feministische Auseinandersetzung mit dem Neid nimmt damit eine andere Gestalt an als diejenige, die ihn in kulturkritischer Tradition in einer eigenartigen Ambivalenz als kulturbildende Kraft *und* als gewichtigen Grund für die degenerierenden Tendenzen der Kultur betrachtet. Vgl. etwa Nietzsche, der das Ressentiment mit Schwächung, Verweiblichung und Verweichlichung gleichsetzt (Nietzsche 1999). Vgl. dazu auch Purtschert 2006.

**261** | Irigaray 1980, 72.

beneidet wissen wollen. Damit lässt sich der koloniale Zivilisationsneid als weiße Fantasie entziffern, der ganz bestimmte Aufgaben zukommen. Er kann zum einen als Entlastungsbewegung interpretiert werden, welche die Position der weißen Frau stärkt und mit ›zivilisatorischem Kapital‹ bestückt. Eine erste solche Bewegung findet sich in der Konsumkultur. So wie Freud behauptet, der Penisneid lasse sich mit der Geburt eines Sohnes partiell auflösen, so kann die Konsumgesellschaft als Angebot an die Frauen für eine indirekte Teilhabe an gesellschaftlicher Macht gelesen werden. Der Frau blieb es zu Beginn des 20. Jahrhundert zwar weitgehend verwehrt, sich an der Entwicklung, Planung und Regierung der Gesellschaft und des Staates zu beteiligen. Die weiblich konnotierte Sphäre der Verwertung, Pflege und Reproduktion aber wurde im Kontext der Konsumkultur entscheidend aufgewertet.

Einkaufen, so schreibt Janeen Baxter, »includes both purchasing goods for immediate consumption, such as groceries and other household goods, as well as consumption as a *means of identity formation and a symbolic indicator of lifestyle, class position, and status*«<sup>262</sup>. In den 1930er Jahren entstand eine neue Konsumkultur, welche die Konsumentinnen und ihre Bedürfnisse aktiv einzubeziehen suchte. Damit wurde die Vorstellung einer Konsumentin hervorgebracht, welche die Entwicklung von Produkten mit beeinflussen konnte. Aufkommende Konsumbewegungen entwickelten zudem Formen der politischen Partizipation: »[F]emale consumer activists were turning consumption into a new realm of politics.«<sup>263</sup> Die Position als Konsumentin eröffnete derart einen limitierten Zugang zu einer männlich dominierten Öffentlichkeit: »[I]n their capacity as ›consumers‹, women claimed the responsibility and right to intervene in masculine territories such as work, trade unionism, and local and national politics.«<sup>264</sup> Für die Schweiz besonders bedeutsam war der ›Bieler Milchkrieg‹ von 1930/31. Er wurde von dem neu gegründeten Hausfrauenverein Biel geführt, der die Verteuerung von Milch bekämpfte und die Wiedereinführung der Hauslieferung forderte.<sup>265</sup> Wenige Jahre später, 1935, schlossen sich die Hausfrauenvereine in einem nationalen Verband zusammen. Unter dessen Initiative wurde 1948 an der ETH

**262** | Baxter 2011, 472 [Hervorhebung PP].

**263** | Cohen 2003, 36.

**264** | Sassatelli 2011, 633.

**265** | Joris 1990, 113. Vgl. auch Ziegler 1998.

Zürich ein Schweizerisches Institut für Hauswirtschaft gegründet. Joris hält dazu fest: »Mit der Schaffung dieser Institution bestätigte sich die öffentliche Anerkennung des gesamtgesellschaftlichen Nutzens der Hausarbeit, der bereits mit dem Einbezug von Frauenvereinen in die Sicherung der Kriegsernährung im Rahmen der Landesverteidigung bezeugt worden war.«<sup>266</sup> Mit der Konsumgesellschaft entstand ein halböffentlicher Bereich, der es Frauen erlaubte, über Umwege und in sehr begrenztem Umfang politisch aktiv zu werden, Zugang zu wissenschaftlichen Tätigkeiten und zur Berufsbildung zu finden und sich gleichzeitig am Aufbau der Nation zu beteiligen.

Wie ich in diesem Kapitel eingehend diskutiert habe, lassen sich die Vorstellungen von Glück, Aufstieg und Partizipation, die mit Konsum verbunden wurden, nicht von der kolonialen Rahmung der Konsumkultur ablösen. Figuren wie der ›weiße N-‹, der voller Neid auf die weiße Schweizer Hausfrau blickt, lassen deren Position als erstrebenswert erscheinen. Der in der Werbung imaginierte Neid des Schwarzen Anderen entzündet sich am Konsum von ›Weißen Waren‹ und bestärkt damit die Vorstellung, dass Weißsein, Sauberkeit, Hygiene und der Zugang zum Massenkonsum wünschenswert und gleichzeitig ein Vorrecht der weißen Welt sind. In seiner Ausrichtung auf die aufstrebende Mittelschichtsfrau konstruiert dieses Narrativ eine Sphäre begehrenswerten Weißseins, die nicht auf die Oberschicht reduziert bleibt. Nicht der luxuriöse Lebensstil der Großindustriellen weckte den Neid des ›weißen N-‹, sondern die Verwendung von ›praktischen Bedarfs-Artikeln‹ und von ›Weißen Waren‹, nicht die schwerreiche Bürgersfrau beneidet er, sondern die ›vielen sparsamen Hausfrauen‹.

Damit wird eine Idee von Weißsein als »promise of belonging«<sup>267</sup> erzeugt, welche die ökonomische Dimension des Konsums mit dem gesellschaftlichen Prozess der Verbürgerlichung und der kolonialen Ordnung verknüpft. Der Neid operiert an dieser Stelle als imaginierter Affekt des kolonialen Anderen, der wiederum die Gefühlswelt der weißen Hausfrau konturiert: Es ist der Neid des ›weißen N-‹, der die ›Kauf-Freude‹ der sparsamen Hausfrauen, also das Glück, das sich mit dem Konsum einstellen

---

**266** | Joris 2015.

**267** | Hund, Pickering und Ramamurthy 2013, 15.

soll, sichtbar werden lässt.<sup>268</sup> Dabei wird das Register der Pflicht – die Hausfrau muss sparsam sein und den Haushalt mit dem Notwendigen versorgen – mit dem des Glücks und der Erfüllung verschaltet. Genau diese Verbindung stiftet der neidische Blick des Schwarzen Anderen, der auf diese Weise dazu beiträgt, die Figur der glücklichen Hausfrau hervorzubringen. Wie Sara Ahmed in *The Promise of Happiness* schreibt, ermöglicht es diese Figur, die unbezahlte und gesellschaftlich kaum anerkannte Arbeit von Frauen unsichtbar zu machen: »The happy housewife is a fantasy figure that erases the signs of labor under the sign of happiness.«<sup>269</sup>

Und welche Rolle kommt der Schwarzen Frau dabei zu? Der »weiße N-« beneidet die Schweizer Hausfrau im Namen seiner Ehefrau, die in Afrika verortet wird und selbst nicht in Erscheinung tritt. Sie nimmt eine Position am Rande des Sichtbaren ein und kann nur mittels ihres Ehemannes in den Diskurs eintreten. Er verbalisiert an ihrer Stelle den Neid auf die Zivilisiertheit der weißen Frau – einen Neid, den sie, »zu weit weg vom Globus«, wahrscheinlich nicht einmal selbst empfinden kann. Was McClintock für das viktorianische Großbritannien festgehalten hat, gilt auch hier, dass nämlich Schwarze Frauen in der Werbung kaum als Konsumentinnen in Erscheinung traten, »for, in imperial lore, they lag too far behind men to be agents of history«<sup>270</sup>. Sie blieben aber nicht nur unsichtbar, sondern nahmen als Gegenbild zur weißen Konsumentin eine bedeutungsstiftende Funktion ein. Die Schwarze Frau steht als nicht greifbare Platzhalterin für das Außen der zivilisierten Welt, die den Ort der weißen Frau zugleich intelligibel und begehrenswert macht.

Wenn wir schließlich Irigarays Verständnis des Neides als Strategie der Entlastung hinzuziehen, dann lässt sich die eigenartige Kombination von Bild und Text in Abbildung 4 neu interpretieren. Der »weiße N-« fühlt einen Neid, der sich bildlich als Trauer und Melancholie niederschlägt. Er betrauert, dass Suraja »von all diesen Herrlichkeiten nichts profitieren kann«, und bestätigt durch die melancholische Anerkennung ihres Aus-

**268** | Eine andere rassifizierte Figur des Neids ist der »black envy«, wie er von Susan Gubar unter anderem mit Bezug auf Norman Mailers »White Negro« (Mailer 1957) ausgearbeitet worden ist. Damit beschreibt sie die Mystifizierung Schwarzer Männlichkeit durch Weiße, die seit Mitte des 20. Jahrhunderts im US-amerikanischen Kontext verbreitet ist (Gubar 1997, 175).

**269** | Ahmed 2010, 50.

**270** | McClintock 1995, 223.

schlusses die weiße bürgerliche und heteronormative Ordnung, zu der sie nicht gehört. Er nimmt die Trennung der Welt in eine zivilisierte und eine unzivilisierte Sphäre hin (obwohl er paradoxerweise zwischen diesen Welten angesiedelt werden muss, um deren Trennung zu erkennen) und damit auch das Verdikt, dass Suraja »halt zu weit weg vom Globus ist«. So wie Freud den weiblichen Penisneid naturalisiert, indem er ihm eine biologische Faktizität unterstellt und damit alle Fragen nach den historischen, sozialen und erkenntnistheoretischen Prämissen dieser Figur aushebelt, kann der Zivilisationsneid des »weißen N-« als Ontologisierung der imperialen Ordnung gelesen werden.

Es ist aufschlussreich, an dieser Stelle auf eine andere Figur des Neides einzugehen, die von Fanon 30 Jahre nach Erscheinen der *Globus*-Werbung entworfen wurde. In *Die Verdammten dieser Erde* hält er fest: »Der Blick, den der Kolonisierte auf die Stadt des Kolonialherrn wirft, ist ein Blick geilen Neides. Besitzträume. Aller Arten von Besitz: sich an den Tisch des Kolonialherrn setzen, im Bett des Kolonialherrn schlafen, wenn möglich mit seiner Frau. Der Kolonisierte ist ein Neider.«<sup>271</sup> Fanon beschreibt den Neid in dieser Passage auf ganz andere Weise. Es ist nicht der Neid desjenigen, der sich wehmütig in die Ordnung der Dinge einfügt und sie als gegeben hinnimmt, sondern der Neid desjenigen, der den Platz seines Herren einnehmen will und alles daransetzt, dass ihm dies eines Tages gelingt.

Irigaray schreibt, dass die Freud'sche Figur des Penisneids die Ängste einhegen hilft, welche die männliche Herrschaft mit sich bringt. Zu diesen Ängsten gehört die Vorstellung, »daß sie, als mütterliches Substitut, das gleiche mit seinem Penis-Körper machen könnte, ebenfalls aus Hunger oder zur Vergeltung«.<sup>272</sup> Hunger und Vergeltung sind gleichfalls zwei Schreckgespenste des Kolonialismus: Dass sich die Unterdrückten im Kampf um ihr Überleben oder aus Rache gegen die Kolonialherren wenden könnten, ist eine Angst, aus der sich Fanons Bild des Neides speist. Der Kolonialisierte blickt voll triebhaftem Begehren auf die Stadt des Kolonialherren und will alles besitzen, was ihm die koloniale Ordnung vorenthält: den Tisch, das Bett, die Frau. Wie der »weiße N-« richtet auch Fanons Kolonialisierter den Neid auf den Bereich des Häuslichen, aber nicht, um wehmütig feststellen zu müssen, dass ihm ein solches Leben

**271** | Fanon 1981, 33.

**272** | Irigaray 1980, 72 [Hervorhebung im Original].

nicht zusteht, sondern mit dem Zweck, sich ein solches Leben gewaltsam anzueignen. Er verkörpert die Bedrohung durch ein kolonisiertes Subjekt, das nichts anderes im Sinn hat, als die koloniale Ordnung gewaltsam umzustößen, den Kolonialherren zu beseitigen und sich an seine Stelle zu setzen.

Sowohl der Kolonialherr als auch der Kolonisierte sind, so kritisiert Oyèrónkẹ Oyẹwùmí, in diesem Bild des kolonialen Kampfes männlich konnotiert. Was wäre, fragt sie, »wenn es sich beim Einheimischen um eine Frau handelte, was in der Tat oft zutraf? Wie kommen das Neidgefühl und das Begehren, den Kolonialherren abzulösen, [da] zum Ausdruck? Haben Frauen überhaupt solche Gefühle?«<sup>273</sup> Oyẹwùmí weist auf eine bedeutsame Leerstelle von Fanons Analyse hin, die in androzentrischen Prämissen befangen bleibt. Während weißen Frauen ein sexualisierter Objektstatus im Kampf zwischen Männern zugewiesen wird, kommt die Schwarze Frau gar nicht erst in den Blick. Das Bild vom kolonialen Neider macht die Schwarze Frau unsichtbar und degradiert die weiße Frau zum patriarchalen Statussymbol.

Die Begrenztheit von Fanons Analyse liegt somit darin, dass er in einem patriarchalen Deutungsrahmen verharrt und dabei rassistische Stereotype Schwarzer Männlichkeit fortschreibt. Für die Auseinandersetzung mit der Figur des »weißen N-« ist Fanons Darstellung aber darum hilfreich, weil er ein bedeutsames Phantasma des Kolonialpatriarchats vor Augen führt. Denn durch die Figur von Fanons kolonialem Neider lässt sich die weiße Angst vor dem Schwarzen Aufstand erklären. Sie speist sich aus der Vorstellung eines Kolonisierten, der sich mit der Herrschaft nicht abfindet und nur darauf wartet, die Verhältnisse umzustürzen. »Der Kolonisierte ist ein Verfolgter, der ständig davon träumt, Verfolger zu werden.«<sup>274</sup> Der stärkste Ausdruck dieses Begehrens, selbst zum Herren zu werden, zeigt sich im Wunsch, sich dessen Frau zu bemächtigen. In der »pornotropischen« Logik des Imperialismus, in der sich koloniale Eroberung und gewalttätige Sexualisierung verbinden, spielte die Vorstellung des bedrohlichen Schwarzen Mannes eine zentrale Rolle. Sie wurde zum Symbol von Aufstand, Bedrohung und unerlaubter Grenzüberschreitung. Wie Angela Davis zeigt, wurden in der Post-Sklaverei-Gesellschaft der USA Lynchmorde mit dem Vorwurf der sexuellen Gewalt von Schwar-

**273** | Oyẹwùmí 1997, 219.

**274** | Fanon 1981, 44.

zen Männern an weißen Frauen begründet, während die Vergewaltigung Schwarzer Frauen durch weiße Männer als deren stillschweigend zu akzeptierendes Vorrecht galt.<sup>275</sup>

Fanons kolonialer Neider und der melancholische ›weiße N-‹ markieren den affektiven Abgrund zwischen Zähmung und Enthemmung, Beherrschung und Widerstand, der für das Kolonialpatriarchat ausschlaggebend ist. Dabei stellt die gänzlich ungefährliche Figur des melancholischen ›weißen N-‹, der die globalen Ungleichheiten lediglich schwermütig zur Kenntnis nimmt, gleichsam eine Antithese zum revolutionären Subjekt Fanons dar, dessen Neid den kolonialen Umsturz antreibt. Vor dem Hintergrund des revolutionären und gewaltbereiten Neids von Fanons Kolonisiertem lässt sich der ergebene Zivilisationsneid des ›weißen N-‹ tatsächlich als Mechanismus lesen, der, mit Irigaray gesprochen, dem kolonialen System zu Entlastung verhilft. Er dient dann dazu, die kolonialen Aufstände, dekolonialen Aufbrüche und das Wissen von den fundamentalen globalen Ungleichheiten auszuklammern, auf denen die Konsumkultur und ihr Glücksversprechen beruhen.

## KONKLUSION: WEISSEIN ALS VERSPRECHEN

In seiner umfassenden Studie zur Kolonialwerbung in Deutschland um 1900 stellt Ciarlo fest: »A common commodity culture of Germany could be built, in part, on a series of powerful images – images that invited viewers – everyday Germans – into the position of colonial master, receiving the goods of the world.«<sup>276</sup> Dass die alltägliche Selbstwahrnehmung in Deutschland im *Fin de Siècle* auf einem über die Konsumkultur vermittelten kolonialen Imaginären beruhte, ist eine Einsicht, die mit Gewinn auch auf die Schweiz angewendet werden kann. Allerdings sind für eine solche Studie geschlechtsspezifische Perspektiven unentbehrlich. Die Ge-

**275** | Vgl. Davis 1983, 172ff. Bilder des ›schwarzen Vergewaltigers‹ zirkulierten auch in der Schweiz. So wird 1930 in der *Schweizer Illustrierten Zeitung* das Bild eines Schwarzen Mannes gedruckt, der von einem Weißen an einer Kette geführt wird. Die Bildunterschrift informiert darüber, dass sich der Mann in Texas an einer »weißen Frau vergangen« habe und daraufhin einer »furchtbaren Lynchjustiz« zum Opfer gefallen war (*Schweizer Illustrierte Zeitung* 1930[23]).

**276** | Ciarlo 2011, 306.